

Zwei Erbinnen.

Roman frei aus dem Italienischen von K. Labacher.

(Fortsetzung.)

Moritz öffnete mit einem verstohlenen Griffe die Mechanik des Stöpfels und legte dann das Fläschchen in Oktavia's Hand.

„Nicht so übel — wenigstens sehr appart!" sagte sie, den starken Duft einsaugend. „Moritz, Du mußt mir das Fläschchen schenken. Ich werde morgen meinem Russen damit imponieren. Er liebt alles, was Mode ist!"

„O gerne!" erwiderte Moritz. „Und wenn Du mehr brauchst, ich stehe immer zu Deiner Verfügung."

„Danke, lieber Moritz!" sagte das schöne Mädchen, während sie einige Tropfen des Parfüms auf ihr Taschentuch goß. Sie plauderte noch eine Weile, aber die Worte kamen immer langsamer und abgebrochener aus ihrem Munde. Sie klagte über Müdigkeit und plötzlich schloßen sich ihre Augen und ihr Kopf fiel auf die Lehne des Sofa's zurück. Nun war der günstige Augenblick für Moritz gekommen. Langsam zog er eine lange goldene Nadel hervor. Es wurde ihm sichtbar nicht ganz leicht, die hinterlistig grausame That zu vollführen. Wie oft hatten ihm diese rosigen Lippen zärtliche Worte zugeflüstert, wie oft waren diese zarten Hände in den seinen gelegen! Aber Moritz hatte einen eisernen Willen bei der Ausführung eines einmal gefaßten Vorsatzes. Da gab es dann kein Schwanken und Ueberlegen mehr für ihn. Er suchte mit seinem Finger vorsichtig auf Oktavia's Kopfe nach der Stelle, die ihm Verdier bezeichnet hatte. Und als er sie gefunden hatte, bedurfte es nur eines kräftigen Druckes, um die Nadel ihrer ganzen Länge nach hineinzustoßen in das Gehirn der Schlafenden, ohne daß ein einziger Blutstropfen die Kopfhaut färbte. Oktavia öffnete nicht einmal die Augen. Ein leichtes Zittern ging durch ihre Glieder, kein anderer Todeskampf erfolgte, nicht der leiseste Laut, auch nicht der flüchtigste Seufzer. Moritz betrachtete durch mehrere Sekunden unbeweglich wie eine Bildsäule sein Werk. Er war sehr bleich, sonst verriet sich keine Bewegung in seinem Gesichte.

Dann, als alles vorüber war, legte er sie auf das Bett.

„Leb wohl!" flüsterte er der Toten zu. „Es mußte so sein. In dieser Welt hat jeder für sich allein zu sorgen." — Er steckte das Parfümfläschchen zu sich, welches auf den Boden gefallen war, hüllte sich in seinen Mantel und verließ das Haus.

Martel stand immer noch auf seinem Posten. Moritz's Wiedererscheinen erregte die mächtigsten Zweifel in ihm, ob er dem späten Gaste der Sängerin folgen oder ob er, seinem erhaltenen Befehle getreu, die Bewachung des Hauses fortsetzen sollte. Er entschied sich endlich für die Verfolgung. Amata verzieh ihm diese selbständige Handlungsweise gewiß gerne, wenn er ihr sagen konnte, wer der Sängerin Oktavia einen Besuch abgestattet hatte. Aber die Verfolgung war keine so leichte Aufgabe bei dem herrschenden Nebel. Und überdies mußte der verdächtige Fremde bemerkt haben, daß ihm jemand knapp auf den Fersen nachging. Denn er fing plötzlich zu laufen an durch winkelige Gassen, kreuz und quer, bis auf einen mit Gartenanlagen gezierten großen Platz hinaus, wo er sich trotz Martel's scharfen Späheraugen dennoch zwischen den Baumgruppen verlor. Martel hatte Mühe, sich wieder auf seinen Posten vor Oktavia's Haus zurückzufinden und verbrachte dort, verdrießlich über die Resultatlosigkeit der Verfolgung, den Rest der Nacht.

Schon um sieben Uhr morgens erschien eine polizeiliche Kommission, um Oktavia zu verhaften. Das Stubenmädchen wurde in das Schlafzimmer der Sängerin geschickt, um diese zu wecken und von dem Erscheinen der Gerichtsbeamten zu benachrichtigen. Aber mit einem durchdringenden Hilferufe kam das Mädchen wieder aus dem Gemache ihrer Herrin zurück und vermochte kaum die Worte zu stammeln: „Sie ist tot — starr und tot!"

Amata, welche zugleich mit der Kommission gekommen war, trat an das Bett der Operettensängerin und fand sie wirklich als Leiche. Amata sendete nach einem Arzte und dieser gab nach flüchtiger Untersuchung eine Gehirnlähmung als Todesursache an.

Amata schüttelte nachdenklich den Kopf, dieses plötzliche Sterben der Sängerin kam ihr ebenso ungelegen als es ihr geheimnisvoll und rätselhaft erschien. Lag wirklich nur eine natürliche Todesursache vor?

Martel las Zweifel und Bedenken in dem Gesichte seiner Vorgesetzten. Es schien ihm nun der rechte Moment gekommen, mit seinem Berichte über den Vorfall der letzten Nacht hervorzutreten. Amata hörte ihm sehr aufmerksam zu und er mußte sie später zum Polizeidirektor begleiten, um diesem seine Erzählung zu wiederholen.

„Ich halte eine gerichtliche Sektion der Leiche für unerläßlich," sagte Amata. „Schon öfter haben sich Aerzte bei der Totenschau getäuscht. Und ich kann nun einmal nicht ganz daran glauben, daß diese Oktavia so knapp vor ihrer Verhaftung eines natürlichen Todes gestorben sein soll."

„Thun Sie, was Sie für gut finden —" erwiderte der Polizeidirektor. „Ich werde Befehl geben, daß man die Leiche in den gerichtlichen Seziersaal schaffen und unsere Aerzte benachrichtigen soll! Die Sezierung kann dann sogar noch heute vorgenommen werden."

Amata's Verdacht wurde auf das glänzendste bestätigt, als man in dem Gehirn der



Eine Brigg im Sturme. (Mit Text.)

Leiche die goldene Nadel vorfand, welche zweifellos den Tod herbeigeführt hatte.

„Es besteht ohne Zweifel ein inniger Zusammenhang zwischen Oktavia's Ermordung und den beiden früheren Verbrechen!" sagte Amata zu Herrn von Gibray. „Der Mann, welcher Oktavia heute Nacht besuchte, ist zum Mörder an ihr geworden, das liegt klar vor meinem Blicke. Nun handelt es sich um die Motive der That. Vielleicht ist jener Mann der vertraute Freund, der Verwandte oder auch Mitschuldige der Sängerin, nach welchem ich schon den Grafen Smoiloff fragte? Vielleicht hatte Oktavia das Fehlen des Knopfes bemerkt und ihrem Verbündeten diesen Umstand mitgeteilt. Vielleicht ahnte er, wo er den andern Knopf verloren hatte und fürchtete die Entdeckung seiner Verbrechen. Und auf das Schweigen seiner Bundesgenossin nicht vertrauend, hielt er dann für sicherer, ihr den Mund für immer zu schließen."

Amata's Annahmen waren von so großer Wahrscheinlichkeit, daß sie allgemeinen Glauben bei den übrigen Mitgliedern der Polizei fanden. Aber klarer wurde die Situation dadurch dennoch nicht — im Gegenteil, die einzige Person, welche über den Verbrecher hätte Auskunft geben können, sie lag ja als stumme Leiche vor den Herren vom Gerichte.

„Und Sie hoffen noch immer?" fragte der Polizeidirektor die geheime Agentin. „Sie glauben noch immer ihr Ziel zu erreichen?"

„Jetzt mehr als je!" rief Amata energisch aus. „Diese Tote hier liefert mir ja den Beweis, daß der Verbrecher in Paris ist. Und ich werde endlich meine Hand auf ihn legen — oder ich müßte an der Gerechtigkeit des Himmels verzweifeln!"

Selbstverständlich ließ Amata die Dienerschaft Oktavias einem strengen Verhöre unterziehen. Vergebens — denn niemand wußte auch nur eine Vermutung aufzustellen, wer mitten in der Nacht bis zu der Sängerin hatte dringen können.

28.

Der Arzt hatte Maria Bressol als genesen von den Folgen des Schlangenbisses erklärt! — Warum wollte sie trotzdem ihr früheres Aussehen nicht wieder gewinnen? Warum wurde sie im Gegenteil immer blässer und magerer und warum bemächtigte sich ihrer allmählich eine so große Schwäche, daß sie kaum mehr die Treppe von dem Salon nach ihrem Zimmer hinaufzusteigen vermochte? Ludwig Bressol beobachtete mit unbeschreiblicher Seelenangst diese zunehmende Ermattung seines einzigen Kindes. Er berief endlich einen andern Arzt, und dieser gab den Ausspruch ab, daß doch ein Teil des Schlangengiftes in das Blut des jungen Mädchens gedrungen sein müßte und nun jene Symptome einer äußersten Körperschwäche hervorbringe. Maria lächelte traurig über dieses Urteil des Doktors. Sie kannte am besten das Gift, welches in ihren Adern wühlte; es war Alberts schwere, gefährliche Krankheit, von der ihr Bressol selber unvorsichtig, oder vielmehr ohne die Wirkung auf sie zu ahnen, erzählt hatte. Aber sie verschloß das Geheimnis fest in ihrer Brust. — Sollte sie den guten Vater damit betrüben? Auch er konnte ja nicht helfen, konnte Albert nicht gesund machen. Darum blieb sie stumm und trug ihr großes Leid und ließ die Anderen glauben, daß ihr Körper krank sei, während nur ihre Seele unter dem Drucke ihres schweren Kummers zu erliegen drohte.

Moritz besuchte das Bressol'sche Haus fast täglich. Er hatte Valentinen seine Pläne bezüglich Maria's mitgeteilt — zuerst war sie wie eine Wahnsinnige aufgefahren und hatte mit Bitten und Thränen versucht, um ihn von seiner Absicht abzubringen. Aber er hatte sie durch Drohungen unter die Macht seines Willens gebeugt und ihr das Versprechen, daß sie sein Heiratsprojekt bei Bressol unterstützen würde, abgenommen. Nun setzte sich Moritz zum Ziele, auch den Arzt für seine Pläne zu gewinnen. Er wußte es so einzurichten, daß er einmal mit ihm zugleich das Haus verließ. Und draußen auf der Straße bat er, ihn eine Strecke weit begleiten zu dürfen, da er ihm wichtige Mitteilungen zu machen habe. „Es handelt sich um Maria — um Fräulein Bressol, wollte ich sagen," eröffnete Moritz die Unterredung. „Es ist also Ihre feste Ueberzeugung, daß das Schlangengift schuld an dem sichtlichen Dahinwelken Ihrer Patientin trägt?"

„Ja wohl!" erwiderte der Arzt. „Die Menge des Giftes war nicht groß genug, um rasch zu töten, aber doch hinreichend, um eine Lähmung der Kräfte hervorzurufen, die äußerst gefährlich werden kann, wenn es mir nicht gelingt, sie zu beseitigen!"

„Sie fürchten also für das Leben Maria's?" fragte Moritz in einem Tone, dem er geschickt den Klang einer tiefen Angst zu geben wußte.

„Unmittelbar nicht — und wenigstens würde die Katastrophe wohl erst nach Jahren erfolgen. Trotzdem bleibt der Zustand des Fräuleins sehr bedenklich."

„Nach Jahren erst!" dachte Moritz. „Da heißt es schon, das Heiratsprojekt verfolgen!"

„Haben Sie die Schriften des amerikanischen Arztes Johann Broown über die Wirkungen und die Heilmittel des Schlangengiftes gelesen?" sagte er laut.

„Ich studiere dieselben gerade jetzt mit großem Eifer. Dennoch habe ich noch nichts auf den vorliegenden Fall Anwendbares gefunden. Die Menge des Giftes, welche in das Blut eingedrungen sein kann, ist zu gering, als daß ich kategorische Gegenmittel anwenden dürfte."

„Haben Sie nicht auch gelesen, Doktor, daß in Amerika mehrere Mädchen, welche an den Folgen eines Schlangenbisses dahin siechten, durch ihre sofortige Verheiratung geheilt wurden?" fragte Moritz.

„Ja — ich erinnere mich!" sagte der Arzt. „Aber ich legte kein Gewicht auf ein Heilmittel, dessen Anwendung ja außer der Möglichkeit liegt!"

„Und weshalb?"

„Wo würde sich der Mann finden, der Maria Bressol in ihrem gegenwärtigen Zustande heiraten wollte?" versetzte der Arzt.

„So urteilt die Liebe nicht!" rief Moritz begeistert, während er mit dem Doktor stehen blieb. „Die Liebe will nur das auserwählte Wesen retten und es dem Leben wiederschenken! Kurz, der Mann, welcher Maria heiraten wollte, ist gefunden, der Mann bin ich!"

„Sie?" rief der Arzt überrascht. „Sie, so jung, so hübsch und kräftig, würden diese Selbstverleugnung haben?"

„Ja — denn ich liebe Maria —?"

„Und weiß sie es — weiß es Herr Bressol?" fragte der Arzt.

„Nein, ich habe mein Geheimnis nur Maria's Mutter anvertraut und sie für meine Pläne gewonnen. Mit Maria selbst muß man vorsichtig zu Werke gehen; denn sie liebt einen anderen, der aber so schwer krank ist, daß er wohl nicht wieder genesen wird. Sie würde gewiß erst nach und nach meinen Wünschen günstig gestimmt werden können. Und was Herrn Bressol betrifft, so habe ich Sie, Herr Doktor, bitten wollen, ihm die ganze Situation seiner geliebten Tochter zu erklären und ihm als Rettungsweg deren eheliche Verbindung mit mir zu bezeichnen."

„Rechnen Sie auf mich, Herr Vasseur!" sagte der Arzt freundlich. „Ich werde Herrn von Bressol von Ihrem Edelmut unterrichten und Ihre großmütigen Absichten nach besten Kräften unterstützen."

Moritz verabschiedete sich in sehr gehobener, hoffnungsvoller Stimmung von dem Arzte. Er begab sich zu Verdier, den er mit erhitztem Gesichte über ein großes Spiritusfeuer hingebeugt fand.

„Was thun Sie denn da?" fragte der Jüngling gespannt.

„Ich bereite das Parfüm für die beiden Erbinnen," erwiderte Verdier. „Binnen acht Tagen hoffe ich eine Blausäure hergestellt zu haben, die ihresgleichen suchen soll in allen Apotheken und chemischen Fabriken."

Moritz erzählte Verdier nun seine Unterredung mit dem Arzte Maria's.

Verdier nickte zufrieden, konnte sich indessen trotzdem nicht enthalten, hinzuzusetzen: „Ach — aber Felicitas!"

Moritz stampfte ungeduldig den Fußboden. „Ich begreife es ja selber nicht mehr, daß ich gar keine Spur des Mädchens entdecken kann!" rief er verdrießlich. „Vielleicht ist es so, wie ihre Pflegemutter meint, vielleicht ist sie in irgend einem Spitale verstorben und beerdigt worden, ohne daß man viel nach der Abkunft des namenlosen Mädchens fragte. Sie klagte in ihren Briefen über ihre angegriffene Gesundheit. O, wer Gewißheit hätte. Gestern habe ich alle Krankenhäuser besucht und die Listen der in Behandlung befindlichen Patienten durchgesehen. Ich fand dreimal den Namen Felicitas, keine aber war die Rechte. Und so geht es immer und überall."

Von Verdier ging Moritz zu Lartig, dem er den Schlüssel zu der Mauerpforte brachte, und den Abend widmete er seiner Mutter. Er besuchte sie jetzt häufiger als jemals und umgab sie mit den zartesten Liebesbeweisen. Dabei suchte er stets etwas von den Maßregeln zu erfahren, welche sie zur Auffindung des Doppelverbrechers ergriff. Aber Amata — wenn sie auch seine Liebkosungen mit einer Art von Enthusiasmus aufnahm und erwiderte, wußte doch strenge ihr Amtsgeheimnis zu wahren, selbst dem Sohne gegenüber.

Am nächsten Vormittage ging Moritz wieder zu Bressols. Der Arzt mußte schon gesprochen haben von dem Rettung verheißenden Heiratsprojekt, denn Maria's Vater trat Moritz in lebhafter Bewegung entgegen und ergriff und drückte seine Hand. „Kommen Sie mit mir in mein Zimmer, mein junger Freund, dort wollen wir ein wenig plaudern!" sagte er bewegt.

Valentine, die heute sehr finster, ja fast verstört aussah, folgte den beiden Männern.

„Ich weiß um Ihre edlen Absichten und segne Sie dafür von ganzem Herzen!" begann Bressol mit schwankender Stimme. „Möge Ihnen die Rettung meines geliebten Kindes gelingen — ich verspreche Ihnen, Alles zu thun, was Ihre Pläne fördern kann. Und auch meine Frau ist zufrieden, daß sie einen lieben Schwiegersohn in Ihnen finden soll."

„O ja — sehr zufrieden!" erwiderte Valentine mit einschneidendem und schmerzlichem Hohne.

„Mit Maria werden wir ein wenig Geduld haben müssen," fuhr Bressol fort, der nur die Worte seiner Gattin und nicht deren Ton aufgefaßt hatte. „Das Mädchen hat eine kleine Schwäche für diesen armen Albert Gibray gefaßt, der ihr zweimal das Leben rettete und gerade dadurch ohne Zweifel selbst wird sterben müssen. Aber das ist eine vorübergehende, kindische Laune, die Sie durch ein bischen Liebenswürdigkeit und Beharrlichkeit gewiß besiegen werden. Ich rate Ihnen, sich recht viel mit der Kleinen zu beschäftigen, ohne ihr für den Augenblick gerade von Liebe zu sprechen. Der Arzt hat uns anempfohlen, Marien alle möglichen Zerstreuungen zu verschaffen und

sie trotz ihrer Schwäche viel in die freie Luft zu führen. Wenn Sie, neben meiner Frau, ihr steter Begleiter dabei sind und für ihr Vergnügen sorgen, so wird es Ihnen am Leichtesten gelingen, ihr junges Herz für Sie einzunehmen."

„Noch ein Wort, Herr Bressol. — Ich möchte nicht, daß Sie meinem Antrage eigennützige Absichten unterschieben," sagte Moritz. „Wenn ich auch nicht so reich bin wie Sie, Herr Bressol, so besitze ich doch genug Vermögen und überdies auch Talente, um eine Frau anständig zu erhalten, selbst im Falle, als sie mir keine Mitgift in's Haus brächte! Ich kann Ihnen jeden Augenblick hunderttausend Francs in guten Staatspapieren vorlegen."

„Kein Wort mehr davon!" rief Ludwig Bressol abwehrend. „Ich bin vollauf überzeugt, daß nur die Liebe und Großmut Ihre Handlung leitet. Und nun zu meiner Tochter! Noch heute sollen Sie Ihr neues Amt als Vergnügungsmeister bei ihr antreten und mit ihr und meiner Frau eine Spazierfahrt machen!"

29.

Nie hatte Paul Gibray seinen Beruf, der ihn fast den ganzen Tag und manchmal auch Nächte hindurch von seinem Hause fernhielt, so drückend empfunden als jetzt, da Alberts mehr als besorgniserregender Zustand seine beständige Anwesenheit an dessen Krankenlager erfordert hätte. Der Hausarzt wußte das Uebel des Jünglings mit keinem bestimmten Namen zu nennen. — Es war ein Fieber, welches den Leidenden keinen Augenblick verließ, eine nicht zu besiegende Schlaflosigkeit und gänzlicher Mangel an Eßlust, eine äußerste Schwäche mit nervöser Erregung vereint. Und überdies hatte ein leichtes organisches Herzleiden, welches sich bei Albert von seiner Kindheit an zeigte, einen sehr gefährlichen Charakter angenommen.

Paul Gibray las in der Seele seines Sohnes, er wußte, welchen großen Anteil die Liebe und der Kummer um Maria an dessen Krankheit hatten. Ein heftiger Kampf zwischen der alten, gerechten Erbitterung gegen Valentine und seiner väterlichen Zärtlichkeit tobte in Paul Gibray's Brust. Beide Empfindungen waren aber zu mächtig eingewurzelt in ihm, als daß eine davon hätte siegen können, sie machten ihn nur binnen wenigen Wochen zum lebensmüden Greise, der nichts sehnlicher begehrte, als sich hinlegen und sterben zu dürfen. Der einzige Trost in dieser schweren Zeit war dem Untersuchungsrichter die Freundschaft, welche Graf Smoiloff für ihn und Albert gefaßt hatte. Der Russe war in Angelegenheiten des Kriminalprozesses öfter zu Gibray gekommen, hatte Albert kennen gelernt und empfand bald eine fast brüderliche Zärtlichkeit für ihn. Und Albert erwiderte diese Neigung in der aufrichtigsten Weise — er faßte allmählich ein unbegrenztes Vertrauen zu Smoiloff, er verhehlte ihm keinen seiner Gedanken mehr, auch nicht seine Liebe für Maria und den unbesieglichen Widerstand, welchen sein Vater dieser Liebe entgegensetzte. Und Smoiloff erkannte auf diese Geständnisse hin, daß Alberts Uebel mehr ein seelisches als körperliches war. Von Erbarmen und Sympathie für den dahinsiechenden Jüngling getrieben, stellte er es sich zur Aufgabe, Paul Gibray's Groll und Feindseligkeit gegen Frau Bressol zu besiegen und die beiden Liebenden zu vereinigen. Er rüttelte deshalb beständig an Paul Gibray's Herzen und beschwor ihn, seinen Sohn zu retten, indem er demselben Hoffnung auf Maria's Besitz erweckte. Aber der Untersuchungsrichter schwankte noch immer zwischen seinen widerstreitenden Gefühlen und konnte sich nicht entschließen, das Wort auszusprechen, durch welches er für immer mit seinen Rachegedanken und dem gerechten Hasse seiner Vergangenheit brechen sollte.

Als Smoiloff eines Tages Albert besuchte — es war dies ungefähr zwei Wochen nach Oktavia's plötzlichem Tode — fand er ihn kränker und niedergeschlagener als je. Der Jüngling verhehlte seinem wohlmeinenden Freunde auch nicht lange den Grund seines gesteigerten Uebelbefindens.

„Die Bressol's haben seit fünf Tagen nicht mehr zu uns geschickt, um nach meinem Ergehen zu fragen!" klagte er. „Sie vergessen mich. Maria vergißt mich, sie wirft mich, vielleicht mit einem flüchtigen Bedauern, zu den Toten."

„Nein, mein Albert, ich weiß besser, wie es damit steht!" rief Smoiloff lebhaft. „Dein Vater hat nur dem Portier verboten, daß er die Anfragekarten zu Dir heraufschickt; er meint, wenn Du nichts mehr von Maria hörest, dann werdest Du sie leichter vergessen."

„O, mein Vater ahnt nicht, daß er mich tötet!" erwiderte Albert schmerzlich. „Ohne Dich, mein teurer Iwan, müßte ich nun glauben, daß Maria meiner nicht mehr gedenkt — und daran würde ich zu Grunde gehen!"

„Bah — denke nicht an's Sterben, Albert. Du sollst leben und glücklich sein. Habe ich Dir nicht versprochen, Deinen Vater zum Nachgeben gegen Deine Wünsche zu bewegen?"

„Aber es wird Dir nicht gelingen — der Groll meines Vaters ist zu alt und zu gerecht!" seufzte Albert mutlos.

„Und wenn ich Dir für den Erfolg garantiere?" rief der Graf. „Schon schwankt Dein Vater — schon kämpft er mit sich selber und das heißt auf dem halben Wege zum Ziele angelangt sein. Nur Geduld mußt Du haben und Dich nicht selber durch Deine trüben Gedanken zerstören!"

„Ich hätte wohl Geduld — ich könnte ja warten, wenn mir nur ein Wunsch erfüllt würde!" murmelte der Kranke.

„Und dieser Wunsch ist?" fragte Smoiloff.

„Ich möchte ein Bild Maria's besitzen! Ich möchte es täglich, stündlich betrachten und küssen dürfen!"

„Das ist ein ganz begreiflicher Wunsch, lieber Albert. Aber wie Dir ein solches Bild verschaffen? Dein Vater würde nie eine solche Bitte an Bressol stellen — und ich kenne die Familie nicht — es würde mir also wohl kaum gelingen, ein Porträt Deiner Geliebten für Dich zu erhalten."

„Wenn Du etwas für mich thun willst, lieber Iwan, so gehe zu dem Maler Servet, den Du ja kennst. Er hat ein großes Oelporträt Maria's angefertigt und könnte mir danach leicht ein Miniaturbild oder ein Medaillon malen, kurz, ich möchte nur ihr Engelsköpfchen abgebildet haben, das wäre die halbe Genesung für mich. Und Servet wird es gewiß thun, wenn Du ihn in meinem Namen darum bittest."

„Ich gehe sogleich!" sagte Smoiloff bereitwillig, während er schon nach seinem Hut und Mantel griff.

„Sage aber meinem Vater nichts davon — es würde ihn betrüben und erzürnen!" bat Albert.

„Sei ohne Sorge!" erwiderte der Russe. Und nachdem er Albert's Hand gedrückt hatte, verließ er rasch das Krankenzimmer.

In derselben Stunde hatte auch der greise Maler Servet einen Besuch bekommen. Felicitas hatte die Erlaubnis von Frau Dubieff erhalten, auszugehen und ihre alten Freunde zu besuchen. Das junge Mädchen war zuerst bei Maria Bressol gewesen und nun wollte sie auch nachsehen, wie es ihrem väterlichen Freund und Beschützer erging.

Servet empfing Felicitas mit herzlicher Freude und lobte ihre roten Wangen und ihr ganzes glücklich behagliches Aussehen. „Es geht Ihnen also gut, Felicitas?" fragte der alte Maler fröhlich. „Eigentlich brauche ich gar nicht darum zu fragen, man liest Ihnen Zufriedenheit und Wohlbefinden aus den Augen."

„Ja, ich bin glücklich und zufrieden!" rief Felicitas aus. „Frau Dubieff behandelt mich wie eine geliebte Tochter und ihre Zöglinge hängen wie lauter kleine Schwestern an mir. Trotzdem trübt ein Schatten meine sonst so heitere Existenz. Das Schicksal der armen Maria liegt schwer auf meinem Herzen."

„Ach ja — Maria!" murmelte der Maler traurig. „Armes Mädchen — armer Albert!"

„Sie wissen also auch um die Liebe dieser beiden?" fragte Felicitas. „Dann darf ich ja ohne Scheu sprechen. Ich komme jetzt eben von Maria; ich verbrachte eine volle Stunde bei ihr und sie schloß ihr Herz vor mir auf, wie gegen eine Freundin. Sie klagte mir, daß sie schon dreimal versucht habe, mit ihrem Vater zu Albert zu gelangen, daß aber Herr Paul Gibray seiner Dienerschaft den strengen Befehl gegeben hätte, Niemanden außer dem Grafen Smoiloff bei dem Kranken eintreten zu lassen. „Kein Wort, kein Zeichen fortdauernder Freundschaft dringt von mir zu ihm und keines auch erhalte ich von demjenigen, der mir zweimal das Leben rettete und nun dies vielleicht mit dem Tode büßt," so schluchzte die arme Maria. „Ich wage ihm nicht zu schreiben, denn man erzählt mir, daß er so krank ist — meine Briefe würden ja also nicht in seine Hände gelangen. O wenn er nur wenigstens wüßte, daß ich seiner gedenke, daß auch mein Leben mit dem seinigen dahinschwindet." Angesichts dieses Jammers hatte ich die Schwäche, der unglücklichen Maria zu versprechen, daß ich ihre Botin sein und ihren Brief in Alberts eigene Hände legen würde, wenn er überhaupt im stande wäre, irgend eine Mitteilung zu empfangen. Maria schrieb wenige Zeilen auf ein Blatt. Und nun bin ich in Verlegenheit, wie ich meine Mission erfüllen soll. Es wäre sehr unpassend, wenn ich auch nur den Versuch machte, mich in Alberts Krankenzimmer einzudrängen. Ich muß gestehen, daß ich auf Ihre Hilfe in dieser Angelegenheit baute, Herr Servet. Ihnen würde man es gewiß nicht verweigern, den jungen Gibray zu sehen und zu sprechen."

„Gieb den Brief, meine Tochter!" sagte Servet, während er sich gerührt die Augen trocknete. „Die armen jungen Leutchen! Ja — ich warnte Albert gleich vor dieser Liebe — ich habe so meine Vorgefühle!" Es klingelte draußen an der Wohnungsthüre und gleich darauf trat Smoiloff in das Atelier. Er warf einen überraschten Blick auf Felicitas, deren ernste, imponierende Schönheit einen hohen Eindruck auf ihn machte. Er verbeugte sich so ehrerbietig vor dem einfach gekleideten Mädchen, als ob sie eine Fürstenkrone in den Locken getragen hätte.

„Das ist ein halbes Pflegekind von mir!" sagte der Maler, Felicitas vorstellend. „Das Original des Bildes, welches ich gestern in die Kunstausstellung schickte. Sie haben es ja wohl gesehen?"

„O, nun weiß ich, warum ich glaubte, das Fräulein schon irgendwo gesehen zu haben. Ja, ganz recht, das Original des sterbenden Mädchens! Mich führten nur die roten Wangen und die glänzenden Augen dieses Fräuleins da irre."

„Und was bringen Sie mir, Herr Graf?" fragte der Maler. „Nachrichten von Albert? O, dafür wäre ich Ihnen gar sehr dankbar."

„Ja, ich komme von dem jungen Gibray," antwortete Smoiloff mit einem unentschlossenen Blicke auf das junge Mädchen.

„Sprechen Sie ganz frei vor Felicitas," sagte der Maler, das Zögern des Russen bemerkend. „Sie kommt von Maria Bressol und kennt das Geheimnis zweier junger, liebender Herzen!"

„O, da sind wir also Vertraute und Bundesgenossen, Fräulein!" rief der Russe fast freudig. „So hören Sie denn die Bitte, welche ich in Alberts Namen an Sie zu stellen komme, Herr Servet."

Der Maler ließ den russischen Grafen kaum sein Begehren völlig aussprechen, als er sich erhob, an seinen Schreibtisch trat und eine Photographie aus einem der vielen kleinen Fächer desselben nahm.

„Ich kann die Wünsche Alberts sogleich befriedigen!" sagte er fröhlich. „Ich erhielt dieses Bild von Fräulein Bressol, um in den Stunden ihrer Abwesenheit von dem Atelier dennoch an ihrem Porträt arbeiten zu können, da es mit der Vollendung Eile hatte. Bringen Sie nun diese Photographie dem armen Albert und fügen Sie auch diesen Brief bei, der ein wahrer Herzensbalsam für ihn sein wird; denn Maria hat ihn geschrieben!"

„O das ist in der That die beste Arznei für meinen Kranken!" rief hoch erfreut Smoiloff. „Wie sind Sie zu diesem Briefe gekommen, Herr Servet?"

„Durch Felicitas, sie brachte ihn gerade jetzt von Maria, die ihr eine aufrichtige Freundin geworden ist."

Felicitas wandte sich nun mit einer schüchternen Frage nach Alberts Befinden an den Grafen. Es waren die ersten Worte, die sie in seiner Gegenwart mit ihrer melodischen Stimme sprach.

„Man hat Maria gesagt, daß der junge Gibray so gut wie sterbend ist und das nagt auch an der Wurzel ihres Lebens," setzte sie hinzu. „Wie gerne möchte ich sie trösten und ihr Hoffnung auf Alberts Wiedergenesung geben."

„Sagen Sie Maria, daß Albert nicht sterben wird, wenn Sie ihm von Zeit zu Zeit eine so wirksame Arznei wie heute zusendet," erwiderte Smoiloff. „Und sagen Sie ihr auch, daß ein guter Freund über ihre und Alberts Liebe wacht und keinen lebhafteren Wunsch kennt, als zwei Herzen zu vereinigen, die getrennt von einander, aufhören müßten zu schlagen!"

Felicitas entfernte sich eilig mit der hoffnungsvollen Botschaft, sie wollte dieselbe noch heute an Maria überbringen. Vielleicht aber verließ sie nur darum gar so hastig das Atelier, weil ihr Herz so stürmisch klopfte unter den bewundernden Blicken des jungen Grafen und einmal über das andere das Blut verräterisch in ihre Wangen jagte. Arme Felicitas, während sie sich eifrig zur Protektorin der Liebe Alberts und Maria's machte, flog der Pfeil des kleinen, blinden Gottes, ohne daß sie es ahnte oder fühlte, in ihre eigene, unbewachte, unbeschützte Brust.



Das Zigeunerlager. (Mit Text.)

30.

Amata widmete sich nun mit schrankenloser Hingebung dem Polizeidienste, da Moritz um ihre Geheimnisse wußte; sie schien kein Bedürfnis nach Ruhe oder Erholung zu empfinden. Wenn alle anderen müde und erschöpft waren von den ewig fruchtlosen Nachforschungen, so harrte sie allein mit ungebrochener physischer und geistiger Kraft auf ihrem mühevollen Posten aus. Sie schien überall zugleich zu sein, so rasch wechselte sie die Orte ihrer Beobachtung und Tag und Nacht machten keinen Unterschied für „das Katzenauge", das sich nicht eher wieder zum Schlummer schließen wollte, bis es seine Beute in dem fast undurchdringlichen Dunkel erspäht hatte.

Amata dehnte ihre Streifzüge auch in die Umgebung von Paris aus. Galonbert und Silvan waren dabei zu ihren unzertrennlichen Gefährten geworden. Und nie bereute Amata, die beiden Diebe zu ihren unmittelbaren Untergebenen gemacht zu haben, denn sie hingen mit ungeheuchelter Verehrung an ihr und zeigten eben so viel Eifer als Geschicklichkeit in der gerichtlichen Spionage. Einmal fuhr Amata mit Galonbert und Silvan nach Creteil. Die geheime Agentin trug die Kleidung einer Bäuerin aus der Umgebung von Paris, am Arme hatte sie einen ziemlich umfangreichen Korb hängen, in welchem mehrere große Laibe Butter, zierlich von grünen Blättern umgeben, lagen. — Ihre beiden Begleiter gingen gleichfalls in ländlicher Tracht und hatten, gleich Amata, eine stark von der Sonne gebräunte Gesichtshaut aufzuweisen.

Creteil ist ein Dörfchen, welches den Parisern als Landaufenthalt dient, zugleich aber den Ruf hat, daß in den vielen möbliert vermieteten Wohnungen sich auch Leute aufhalten, deren Papiere nicht ganz in Ordnung sind und die in Verlegenheit wären, wenn sie über die Erwerbung des Geldes, welches sie ausgeben, Rechenschaft ablegen sollten. Amata trennte sich bei den ersten Häusern des Dorfes von Galonbert und Silvan. Sie wollte mit ihrer Butter in die Privathäuser eindringen und nach verdächtigen Personen spähen. Galonbert und Silvan aber sollten die Schenken besuchen und die Wirte zum Plaudern bringen über die Fremden, die sich in den Gasthöfen oder in den möblierten Wohnungen aufhielten. Silvan und Galonbert saßen bald bei dem Gastwirt Cabusson fest, der wegen seines lustigen Humors in Creteil bekannt war, und hörten seine Witze und kleinen Skandalgeschichten mit großer Aufmerksamkeit an. Sie waren anfangs die einzigen Gäste in der geräumigen Schenkstube, bald aber traten noch zwei Personen ein, die sich süßen Glühwein zubereiten ließen. Der eine davon schien ein Pfarrer aus der Umgebung zu sein, der andere trug eine anständige Zivil-

kleidung und als er seinen Hut abnahm, zeigte es sich, daß er trotz der so wenig vorgeschrittenen Jahreszeit die Haare knapp geschoren hatte. Galonbert blickte öfter verstohlen hinüber nach den beiden, er war unruhig und murmelte unverständliche Worte vor sich hin. „Den einen

„Ich glaube, dem seine Schäfchen sind auch nicht gerade in guten Händen. Herr Gott, jetzt kommt mir's, wie mit einem Schlag. Und doch bin ich meiner Sache nicht ganz sicher, es könnte ja auch nur eine Aehnlichkeit sein."



Arbon am Bodensee. (Mit Text.)

von denen dort drüben kenne ich," flüsterte er endlich seinem Genossen in dem altgewohnten Gaunerdialekte zu, „wenn ich nur wüßte woher!"

„Welchen denn?" fragte Silvan gleichgültig.

„Den verschmitzt aussehenden Pfarrer," antwortete Galonbert.

„Mit wem — was meinst Du denn eigentlich, Galonbert?"

„Ich glaube, daß der dort mein falscher Priester aus Poissy ist," erwiderte Galonbert. „Hast Du nicht gesehen, was er uns jetzt für ein paar Augen herüber gemacht hat, am Ende hörte er den

Namen Poissy. Und wie er jetzt seinen Glühwein hinunterschluckt und mit dem Geschorenen wispert. Silvan, ich glaube, das ist mein rechter Mann. Freilich — wenn ich mich doch täuschte, es wäre keine kleine Sache, einen ehrsamen Pfarrer zu belästigen. Wenn nur unsere Herrin da wäre, die wüßte schon Rat — schau, die zwei machen sich davon und lassen zwei Franken auf dem Tisch liegen; der Wirt kann zufrieden sein, der Glühwein ist gut bezahlt. Weißt Du was, Silvan, gehen wir den zweien nach! Zahle Du die Zeche — ich will die beiden draußen nicht aus dem Gesicht verlieren. Wenn nur unsere Herrin da wäre!"

Silvan gesellte sich, wenige Schritte von der Schenke entfernt, wieder zu Galonbert. Sie folgten dem Priester und seinem Gefährten, doch aus so weiter Entfernung, daß diese keine feindliche Absicht vermuten konnten. Und dennoch machte der Mann im Priesterrocke immer längere Schritte, so daß sich der andere kaum mehr an seiner Seite zu halten vermochte. Galonbert spähte ängstlich nach Amata aus — er begann ein bekanntes Volkslied zu pfeifen; es war dies ein verabredetes Signal, welches Amata herbeirufen sollte. Sie trat auch wirklich bald darauf aus einem Hause und gesellte sich zu Silvan und Galonbert. „Was gibt es?" fragte sie mit leiser Stimme. „Habt ihr eine Entdeckung gemacht?"

„Ich hoffe es!" sagte Galonbert. „Gewiß bin ich es aber leider nicht. Sehen Sie die zwei Männer dort, die es so eilig haben und sich jetzt gegen den Fluß zu wenden?"

„Ich kann nur unterscheiden, daß der eine davon ein Priester ist," sagte Amata.

„Oder ein Priester scheint!" versetzte Galonbert, während er Amata den beiden Verdächtigen nachzog. „Ich glaube, daß wir auf den Spuren eines falschen Pfarrers sind."

Es bedurfte keiner weiteren Erklärung für Amata. Stumm schritt sie mit ihren beiden Gefährten dahin und suchte die bedeutende Entfernung zwischen sich und den Verfolgten zu vermindern, um deren Gestalten besser unterscheiden zu können.

„Sie steuern auf die Schenke am Flusse zu," sagte Galonbert plötzlich. „O und jetzt schreien sie nach einem Boote. Sie haben sich umgesehen und bemerkt, daß wir ihnen folgen. — Sie wollen uns entrinnen auf dem Wasser!"

„Aber es soll ihnen nicht gelingen!" sagte Amata in fieberhafter Unruhe. „Auch wir nehmen ein Boot. Könnt ihr rudern, ihr beide?"

„Zur Not, ja!" sagte Silvan. „Hui wie sich die zwei dort sputen! Sie stoßen wie der Blitz vom Ufer ab. Ihnen nach, ihnen nach! Das verspricht eine lustige Jagd zu werden." Galonbert sprang voraus, um von dem Wirte eine der noch übrigen Barken zu mieten. Er hatte das Fahrzeug eben vom Ufer gelöst, als Amata und Silvan herzutraten. Ohne eine Sekunde zu verlieren, bestiegen nun die Drei das Boot und ein kräftiger Ruck mit dem Ruder schleuderte sie weit in die Strömung des Flusses hinein. Sie hielten sich in ziemlicher Entfernung von dem anderen Schiffe. Die erste Abenddämmerung senkte ihre Schleier nieder und färbte die Wasser der Marne grau, die bei Creteil durch zwei Inseln in mehrere schmale Arme geteilt wird. Silvan und Galonbert erwiesen sich nicht als allzugeschickte Ruderer. Sie ließen das Schiffchen stromabwärts gleiten, wie es eben wollte und waren nur darauf bedacht, die Verfolgten nicht aus den Augen zu verlieren. „Nehmt euch in acht! Dort unweit der Inseln sehe ich Klippen emporragen," sagte Amata plötzlich. „Wenn ihr den Lauf des Bootes nicht ändert, so werden wir unfehlbar darauf stoßen."

„Nimm Du das Steuerruder, Silvan!" schlug Galonbert vor. „Ich kann nur auf einem Teich fahren. Gegen die verdammt rasche Strömung weiß ich mir nicht zu helfen."

„Nein, ich übernehme keine Verantwortung," sagte Silvan entschieden. „Ich kann wohl nachschieben, aber steuern nicht." Amata nahm nun selber das Steuerruder zur Hand — indessen auch sie war der Leitung eines Schiffes in einer so wilden Strömung nicht mächtig — durch eine ungeschickte Bewegung entfiel ihr das Ruder und nun trieben sie unaufhaltsam den gefährlichen Klippen zu.

„Der falsche Priester entwischt uns und wir dürfen froh sein, wenn wir mit heiler Haut an irgend ein Ufer gelangen," brummte Galonbert.

„Stemmen Sie Ihr Ruder gegen die Klippen, wenn wir nahe daran sind," gebot Amata dem ängstlich dreinblickenden Silvan. „Oh — was war das für ein Stoß?"

„Nicht alle die Felsblöcke ragen über das Wasser empor!" sagte Silvan. „Wir sind aufgestoßen, aber Gott sei Dank, wir sind flott geblieben."

„Das hilft uns wenig!" rief Galonbert. „Da sieh her, der Boden des Schiffes ist durch und das Wasser dringt mit Gewalt ein. Binnen wenig Minuten geht das Boot unter. Wir müssen uns eben auf das Schwimmen verlegen!"

„Können Sie sich über dem Wasser erhalten, Madame?" wandte sich Silvan an Amata.

„Ich sage jetzt, wie ihr vorhin, zur Not!" lächelte die Agentin trübe. „Mir liegt nichts am Herzen, als daß uns jene Schurken auf's neue entgehen. Wann werden wir ihre Spur wohl wiederfinden?" Das rasche Sinken des Schiffes schnitt Amata's Worte ab. Ehe sie noch völlig an die sichtbaren Klippen gelangt waren, wurde das gänzlich mit Wasser gefüllte Boot eingeschlungen von den schäumenden Wellen.

Es war indes rasch dunkel geworden, da dicke Regenwolken am Himmel heraufzogen. Galonbert und Silvan hatten sich unbedenklich in die Strömung geworfen, von der sie mehrere Minuten tief hinunter nach dem Flußbette gezogen wurden. Aber sie arbeiteten sich kräftig empor nach der Oberfläche des Wassers und blickten nun suchend nach Amata aus.

„Herr Gott, unsere arme Herrin ist verloren!" jammerte Silvan. „Sie kommt nicht wieder zum Vorschein und ich höre keinen Hilferuf, keinen Laut außer dem Gurgeln des Wassers. O, Galonbert, was thun wir jetzt?"

„Suchen wir noch, Silvan. Wenn es nur nicht so verdammt finster geworden wäre!"

„Madame, Madame — wo sind Sie, wir kommen Ihnen zu Hilfe!" rief Silvan mit lauter Stimme über das Wasser hin. Keine Antwort erfolgte — nur die Wellen fuhren in ihrem eintönigen Murmeln fort.

„Die arme Madame —" murmelte Galonbert. „Komm, Silvan, suchen wir ans Ufer zu gelangen, denn das Wasser ist noch furchtbar kalt, es lähmt mir die Glieder. Unweit von hier muß sich eine zweite Schenke am Ufer befinden. Von dort wollen wir Leute mit Stricken und Fackeln herschicken — vielleicht finden sie wenigstens den Körper unserer armen Herrin. Oh — wer hätte gedacht, daß unser heutiger Ausflug so enden sollte!"

Silvan und Galonbert gelangten nicht ohne große Anstrengung in ihren schweren engen Kleidern an das Ufer. Sie liefen eilig nach der Schenke, deren Licht sie nicht allzuferne blinken sahen. Und bald darauf kamen mehrere Männer in einem Boote zu den Klippen und beleuchteten mit ihren Fackeln weithin die schäumende Wasserflut. Vergebene Mühe. Amata war und blieb verschwunden. Silvan und Galonbert hatten nicht einmal die Genugthuung, die Nachricht von der Auffindung ihrer Leiche nach Paris bringen zu können.

„Wir haben kein Glück — auch in unserem neuen Stande nicht!" klagte Galonbert. „Wer weiß, was wir jetzt für einen Vorgesetzten bekommen, statt unserer guten, sanften Madame. Nein, wir haben wirklich gar kein Glück!"

31.

Das Bildnis und der Brief Maria's waren Belebungsmittel für den kranken Albert, welche für mehrere Tage eine merkliche Besserung in seinem Befinden hervorbrachten. Dann aber kamen ihm die finsteren Gedanken und die Sorgen wieder und der bange Zweifel, ob er den Widerstand seines Vaters gegen seine Liebe jemals werde besiegt sehen!

„Findest Du meinen Vater günstiger gestimmt gegen die arme Maria?" pflegte Albert nach allen den zuversichtlichen Versicherungen Smoiloffs zu fragen, und da hierauf keine befriedigende Antwort erfolgen konnte, so versenkte er sich von neuem in seine trostlose Entmutigung.

Alberts Arzt schüttelte immer bedenklicher den Kopf. — Paul Gibray schlich wie ein Gespenst der Verzweiflung durch das Haus, da der Anblick seines dahinwelkenden Sohnes ihm mit quälendem Vorwurf das Herz zerschnitt. Und der Blick des Kranken selber fragte immer dringender und ausdrucksvoller: „Muß ich denn wirklich sterben, so jung. Will mir niemand die rettende Hand reichen, um mich zurückzuziehen vom Rande des Grabes!" Smoiloff konnte endlich diesen hoffnungslosen Stand der Dinge nicht mehr geduldig mit ansehen. Er beschloß ein letztes, entscheidendes Mal an Paul Gibray's Vaterherz zu pochen, und zu versuchen, ob denn die Liebe kein mächtigeres Gefühl sei, als der finstere Haß. Er bat den Untersuchungsrichter geradezu um eine Unterredung unter vier Augen. „Ich bin noch sehr jung!" begann er, als sie dann vertraulich neben einander im Salon saßen. „Ich maße mir also nicht das Recht zu, Ihnen einen Rat zu geben, Herr von Gibray. Nur bescheidene Vorstellungen sind mir erlaubt, da ich nicht mehr stumm bleiben kann, wo es sich um das Leben eines so teuren Freundes handelt, wie es mir der arme Albert ist!"

„Ah — sie wollen mir wieder von meinem Sohne sprechen?" fragte Herr von Gibray, das Antlitz in seinen Händen verbergend.

„Ja, von ihm — und vor allem von dem Mädchen, welches er anbetet!" antwortete Smoiloff ernst. „Ich weiß, daß Sie Ihren Sohn lieben, daß Sie ihn dem Leben wieder geschenkt sehen möchten!"

„O ich würde mein Herzblut willig hingeben, um mein einziges Kind zu retten!" unterbrach Herr von Gibray den jungen Russen.

„Und dennoch töten Sie selber Ihren Sohn so gut, als ob Sie ihm langsam ein Messer in die Brust bohrten. Und Sie thun es nicht unbewußt! Es kann Ihnen nicht verborgen sein, daß Albert sterben wird und warum er schon in solcher Jugend vom Leben Abschied nehmen muß!"

„O Gott — Sie wühlen in einer tödlichen Wunde!" stöhnte der Untersuchungsrichter.

„Und nicht nur Albert stirbt!" fuhr Smoiloff in gesteigertem Tone fort. „Auch Maria welkt dem Grabe entgegen, weil sie um den gefährlichen Zustand des Geliebten weiß, weil sie hofft, jenseits der Todespforte mit ihm vereinigt zu werden. Sie verdammen zwei

schöne, edle, liebenswürdige junge Wesen mit kaltem Blute zu einem langsamen, qualvollen Tode, Herr von Gibray! Und wenn Sie noch irgend einen Zweifel darüber hegen, so lesen Sie diesen Brief. Maria richtete ihn an Albert — es ist der letzte, bange Notschrei eines versinkenden Lebens. Langsam entfaltete Gibray das Blatt. Es enthielt nur die wenigen Zeilen:

„Mein geliebter Freund! Man läßt mich nicht zu Dir, ich darf Deine Leiden nicht durch meine grenzenlose Liebe mildern. Gleichviel — ich bin dennoch bei Dir mit meiner ganzen Seele. Das Fieber, welches Deine Kräfte verzehrt, nagt auch an den meinen, der Schmerz, der Deine Brust durchzuckt, untergräbt auch mein Leben. Und wenn der Himmel Dir nicht die Genesung schenkt, so wird mit Deinem letzten Atemzuge auch meine Seele sich vom Körper trennen. Ueber dem Grabe ist ja auch noch ein Leben. Und jenes Leben gehört uns, vergiß das nicht, mein teurer Albert!"

„Armes Mädchen, armes Mädchen!" murmelte Paul Gibray erschüttert. „Warum muß sie eine solche Mutter haben!"

„Sie denken also noch immer an Valentine Bressol und Ihren Haß gegen dieselbe, dessen Motive mir Albert nicht enthüllen wollte? Sie denken nicht an Ihren sterbenden Sohn und nicht an die unglückliche Maria?"

„Mein sterbender Sohn! O das ist ein schreckliches Wort!" schrie Herr von Gibray auf.

„Es ist die Wahrheit!" sagte Smoiloff. „Lassen Sie alle Aerzte von Paris an Alberts Krankenlager treten und hören Sie, ob mein Ausspruch nicht bestätigt wird. Nur die Hoffnung auf Maria's Besitz könnte den jungen Mann noch retten."

„Und wenn ich das ungeheure Opfer brächte und es wäre dennoch vergebens!" rief Herr von Gibray mit zitternder Stimme. „Wenn Albert doch stürbe? der Arzt findet die Symptome einer vorgeschrittenen Herzkrankheit bei meinem Sohn. Wird dieses drohende Uebel durch eine bloße Hoffnung zu heilen sein, und wäre es auch die schönste? Wird Albert wirklich leben, wenn ich meinem Hasse entsage?"

„Der Arzt kennt das Herzensgeheimnis des Kranken nicht!" erwiderte Smoiloff eifrig. „Er schiebt physischen Ursachen die Symptome zu, die nur von der seelischen Marter hervorgerufen werden. Und wie es auch sei — ist Ihnen das Leben Ihres Sohnes nicht einmal eines Versuches, es zu retten, wert? Wenn Albert trotz Ihres Opfers dennoch sterben müßte, dann schiede er wenigstens ohne seelische Qual von der Erde — bis zu seinem letzten Momente würde ihn die Ueberzeugung stärken, daß die Liebe seines Vaters groß genug war, um ihm auch das schwerste Opfer zu bringen!"

Herr von Gibray kämpfte noch den letzten, heftigsten Kampf mit sich selber durch — plötzlich aber warf er sich mit gewaltsam hervorbrechenden Thränen in Smoiloff's Arme.

„Ich will alles vergessen — alles thun, alles opfern, um meinen Sohn zu retten!" stammelte er. „Nur darf Valentine dieses Haus nie betreten, auch nicht, wenn — Maria meine Tochter geworden ist!"

„O, nun ist Albert gerettet!" rief Smoiloff in freudiger Bewegung aus. „Kommen Sie nun zu Ihrem Sohne. Aber sprechen Sie kein Wort, lassen Sie ihn die Freudenbotschaft durch mich erfahren. Bei seiner Schwäche müssen wir sehr vorsichtig sein. Auch ein Uebermaß des Glückes könnte gefährlich für ihn werden!" Albert empfing seinen Vater und seinen Freund mit einem matten Lächeln. Er hatte sich in den letzten Tagen auffallend verändert und auch der unerfahrendste Blick konnte es erkennen, daß eine schwere Gefahr dieses junge Leben bedrohte.

„Wie fühlst Du Dich heute, lieber Albert?" fragte Smoiloff, während Paul Gibray stumm und erschüttert die Hand seines Sohnes drückte.

„Ganz gut — wie immer!" antwortete Albert leise. „Nur bin ich so müde — ich möchte schlafen, immer, immer. Und ich kann doch den ersehnten Schlummer nicht finden."

„Das ist schade — denn ich hätte gewünscht, Dich heute recht stark und munter anzutreffen!" sagte Smoiloff. „Draußen wehen die ersten Frühlingslüfte — ich wollte Dir eine kleine Spazierfahrt vorschlagen!"

„O Du spottest meiner!" lächelte der Kranke. „Ich habe seit drei Wochen das Bett nicht verlassen — woher sollte ich die Kräfte nehmen für eine Ausfahrt?"

„Das ist eben das Schlimme, daß Du jede Anstrengung scheuest, die Dir gewiß wohlthätig wäre, da Du an keiner wirklichen Krankheit leidest!" schalt Smoiloff. „Fräulein Bressol ist von einem ähnlichen nervösen Uebel geplagt, wie Du. Aber sie wird darüber siegen, weil sie sich zu zerstreuen und zu kräftigen sucht. Erst heute morgen bin ich ihr auf den Boulevards begegnet. Sie sah zwar noch recht angegriffen aus, aber ich hoffe das Beste für sie, während Du gar keine Vernunft annehmen willst!" Albert blickte scheu zu seinem Vater hinüber. Es überraschte ihn, daß Smoiloff in Herrn von Gibray's Gegenwart so offen von Maria sprach. „In der That — Du solltest das Beispiel des Fräuleins Bressol befolgen!" wagte der Unterhaltungsrichter beizufügen. „Du würdest ihr auch gewiß eine große Freude damit machen. Sie ist sehr besorgt um Deine Gesundheit und schickt jeden Morgen ihren Hausdiener, um nach Deinem Befinden fragen zu lassen."

Albert wußte nicht, was er denken sollte. Nun sprach der Vater selber in so wohlwollendem Ton von Maria. Was hatte das alles zu bedeuten?

„Fräulein Bressol hat Dich auch schon mehrmals besuchen wollen!" fuhr Smoiloff fort. „Du warst aber zu krank, um irgend jemand empfangen zu dürfen. Nun freilich bist Du schon wieder kräftiger. Und wenn Fräulein Bressol nochmals kommen sollte, wirst Du ihr vielleicht das Vergnügen machen, eine Viertelstunde mit ihr zu plaudern. Natürlich müßte sie Dich außer dem Bette finden, da es sich ja für ein Mädchen nicht wohl schickt, das Krankenzimmer eines jungen Mannes zu betreten."

Albert richtete sich lebhaft von seinen Kissen auf und ein leichtes Rot färbte seine eingefallenen Wangen. „Und Du, Vater, Du würdest erlauben, daß ich Maria empfange?" fragte er in fieberhafter Spannung.

(Fortsetzung folgt.)

Arbon am Bodensee.

(Mit Bild.)

Von Luise Pichler.

Wer, der den Bodensee schon besucht hat, kennt nicht das liebliche Arbon? Auf einer Landzunge am Schweizerufer gelegen, bietet es fast unbegrenzten Ueberblick über den lichten Spiegel des Sees mit seinen heitern, von Städten, Dörfern und Lustschlössern gekrönten Ufern. Seeabwärts sieht man Konstanz mit seinem Münsterturm im Glanz der Abendsonne flimmern; die Insel Mainau mit ihrem Schlosse, in dem alljährlich Kaiser Wilhelm weilt, und das altertümliche Meersburg winken aus der Ferne; gegenüber blinkt Friedrichshafen mit seinem weißschimmernden Schlosse, seitwärts Langenargen mit Montfort, und vom obern Ende des Sees grüßen das anmutige Lindau mit seinem, vom steinernen Löwen bewachten Hafen und das ehrwürdige Bregenz, am Fuße des Pfänders hingelagert mit dem St. Gebhardskirchlein auf der steil abfallenden Felsenspitze. Ueber die Bucht von Bregenz her schauen im Halbrund die hochgetürmten Berge des Allgäu und des Oberrheins, dem Bilde Schluß gebend.

Wenden wir nun den vom glänzenden Seespiegel geblendeten Blick landeinwärts, auf's grüne Schweizerufer, so blickt, uns zur Seite, der waldbewachsene Roßbühl über das lebhafte Rorschach und das stille Horn her, gerade vor uns aber hebt der majestätische Säntis sein schneebedecktes Haupt aus den Wolken und läßt, von der Abendsonne angeglüht, alle Rinnen erkennen, welche die schmelzenden Schneewasser durch Jahrtausende in seinen Riesenleib gegraben haben.

Was hat der See alles an seinen Ufern geschaut, seit die Wasser sich in seinem Becken gesammelt hatten, der Schlamm an den Ufern von der Sonne befruchtet, grüne Gewächse, Gras und Baumwuchs emporzutreiben begann! Die sonnbeschienene Landzunge von Arbon mag einer der ersten Punkte des Seeufers gewesen sein, wo Menschen seßhaft wurden, wo Fischer ihre aus Baumbast geflochtenen Netze im See ausspannten und Jäger, deren Spieße und Pfeile Feuersteinspitzen hatten, das Wild in den waldigen Berghängen erlegten. Die Holzhütten waren schon von stämmigen Obstbäumen, die freilich rauhe Sorten tragen mochten, und von üppigen Haselnußstauden beschattet; — Kerne und Schalen von solchen fanden sich auch in Pfahlbauten an entlegenen Stellen des Sees. Die von der Natur günstig gebildete Landzunge scheint zu Arbon die mühevollen Pfahlbauten nicht erfordert zu haben. —

Jahrhunderte kamen und schwanden, neue Völkermassen, von Sonnenaufgang her wandernd, drängten die schwächeren Ureinwohner zurück, die, langsam nordwärts weichend, vielleicht in den Lappländern ihre Nachkommen zurückgelassen haben. Die neuen Ansiedler brachten Viehherden mit sich, deren Milch und Fleisch sie nährte; sie hatten Bronzewaffen, und ihre Frauen verstanden aus Schafwolle Gewänder zu weben und zu färben, und sie liebten sich zu schmücken. Doch auch sie mußten einem neuen Volksstamme weichen, den starken, gelbhaarigen und blauäugigen Alemannen. Diese kannten das Eisen, sie brachten auch Saatkorn mit, das die Weiber auf den urbar gemachten Uferstrecken ausstreuten, um Brot zu bereiten. Von ihnen ward der See, der ihnen wie ein strahlendes Gottesauge erschien, Wodansee genannt, im Lauf der Zeit Bodansee ausgesprochen.

Und abermal nach Jahrhunderten schaute der Säntis auf neue, hochgebildete Anwohner; die Römer warens, die alle Lande der Erde zu unterjochen strebten und, von Gallien nach dem Lande der Germanen ausschauend, rings an den Ufern des Bodensees ihre Kastelle erbauten. Die sonnige Landzunge am südlichen Ufer war ihnen alsbald in die Augen gefallen, sie befestigten sie und nannten sie Arbor Felix, wovon der Name Arbon blieb.

Weiter glitt der Strom der Zeit, und junge Völkermassen germanischen Stammes stürzten die römische Weltherrschaft. Indes in Italien die Goten herrschten, gewannen die Franken das gallische Land, und Alemannien ward ihnen unterthan.

Da schaute der alte Säntis, wie die ersten Merowinger auf den Trümmern des römischen Kastells zu Arbon eine neue stolze Burg aufbauten, die den See und seine Ufer überschauen und beherrschen

sollte. Hoch ragte die Burg noch, als um's Jahr 610 die ersten christlichen Sendboten in das noch heidnische Alemannenland kamen, Columban, Gallus und Magnoald. Sie fanden in Bregenz und Arbon schon kleine christliche Gemeinden, durch die fränkischen Besatzungen der königlichen Burgen gegründet. Indes Columban über die Alpen nach der Lombardei zog, baute sich St. Gallus im Gebirge oberhalb Arbon am Flüßchen Steinach eine Klause, aus der später das berühmte Kloster St. Gallen erwuchs, das Jahrhunderte durch neben Fulda die erste Schule der Wissenschaft in Deutschland war und an Stelle der späteren Universitäten wirkte. St. Gallus selbst kehrte in späteren Jahren, schwach und krank geworden, nach Arbon zurück und starb dort in den Armen der treuen Christengemeinde.

„Jahrhunderte kamen und gingen, Geschlechter sanken in's Grab." Aus den Wogen der Völkerwanderung hatte sich durch die mächtige Hand Karls des Großen das römische Kaiserreich deutscher Nation gebildet, das, den vier Hauptstämmen entsprechend, vier deutsche Herzogtümer in sich schloß. Alemannien, später Schwaben genannt, breitete sich über das Hegäu und den See aus; die Herzoge wohnten meist auf Hohentwiel, und auch als sie später Augsburg und Ulm als Mittelpunkt ihrer Macht bevorzugten, ließen sie die Besitzungen am See nicht außer acht; die alte Burg zu Arbon ward gut erhalten, zu Zeiten neu befestigt und fürstlich ausgeschmückt; denn als aus dem Herzoghaus Schwabens das mächtigste und glänzendste deutsche Kaisergeschlecht, das der Hohenstaufen, hervorging, weilte der Herrscher des Reiches je und je hier, wenn er auf dem Zuge gen Rom am Ufer des schwäbischen Meeres kurze Rast hielt.

Doch die sonnenhelle Zeit des Reiches unter der Herrschaft der Hohenstaufen ging zu Ende. Ein neuer Frühling aber erblühte auf Arbon, als um's Jahr 1260 ein schöner Königsknabe mit goldenem Haar und strahlenden blauen Augen im alten Schlosse einkehrte. Konradin war's, der letzte Sprosse der Hohenstaufen. Jahre lang weilte er abwechselnd zu Arbon und Meersburg, wo sein treuer Vormund, Bischof Eberhard zu Konstanz, aus dem Geschlecht der Truchsessen von Waldburg, seine Erziehung und geistige Ausbildung leitete.

Im Jahre 1264 flogen berittene Boten von Arbon und Konstanz durch alle Reichslande; Bischof Eberhardt versuchte die Wahl Konradins für den deutschen Thron zu veranstalten, denn das Reich war ohne Herrscher; die kaiserlose, die schreckliche Zeit hatte begonnen. Doch ein vom Papste mit der Bannbulle gesendeter Legat vernichtete die schon vorbereitete Königswahl.

Im Jahr hernach kamen die Gesandten aus Apulien und Sizilien, seinem Vatererbe, die Grafen Lanzia und die Brüder Capace, um den, wie alle Hohenstaufen früh reifenden Konradin aufzufordern, daß er sein schönes südliches Erbland aus den blutigen Ketten Karls von Anjou, des Thronräubers, befreie.

Er zog hin, dem Heldensinne seiner kaiserlichen Väter und Ahnen getreu, er errang Sieg um Sieg, ward auf Roms Kapitol zum römischen König gekrönt und fiel doch durch Verrat in Anjou's blutige Hände. Und hat er nicht dennoch den Sieg errungen, als er auf dem Schafotte stehend, vor sich ausgebreitet seiner Väter herrliches Erbteil, er selbst in jugendlicher Vollkraft des Lebens, den Blick abund zum Himmel emporrichten konnte mit dem glaubensvollen Rufe: „Jesus Christus, König der Ehren, willst Du nicht, daß dieser Kelch an mir vorübergehe, so befehle ich meinen Geist in Deine Hände!"

Die Geschichte weiß hernach nichts weiter von Arbon zu berichten, da schon unter dem zweiten der Habsburger die Schweiz sich losriß vom deutschen Reiche. Seit die Eisenbahn die Reiselust weckt und befriedigt, ist Arbon ein beliebter Sommeraufenthalt geworden, wo Gäste nicht nur aus Schwaben, sondern auch aus des neuen deutschen Reiches Hauptstadt, aus Berlin, alljährlich weilen. In dem einstigen Hohenstaufenschloß ist eine Seidenfabrik eingerichtet worden, und im einstigen Rittersaal blicken die noch erhaltenen Wappenbilder auf schwirrende Webstühle nieder; die Fensternischen zeigen die Dicke der Mauer; auch Wall und Graben sind noch zu schauen, jetzt zu anmutigen Gartenanlagen und Rebgeländen umgeschaffen.

Frühlings-Ahnung.

Schmetterlinge, bunt und hold,
Sprengen ihre Totengrüfte,
Trinken Tau und Blumendüfte,
Baden in der Sonne Gold.

Ach, wie's meinen Busen schwellt!
Ja nach diesen Erdenmühen
Wird die Seele aufwärts fliehen,
Hin nach Edens Frühlingswelt.

F. Hollinger.



Unsere Bilder.

Eine Brigg im Sturme. Es gibt im Menschenleben kaum eine furchtbarere Gefahr als einen Schiffbruch, namentlich in der Nähe einer felsigen, klippenreichen Küste, wie bei der Brigg auf unserem vorstehenden Holzschnitt. Vom Sturm in die Nähe der Küste geworfen, mit zerrissenen Segeln und beschädigten Masten, dem Steuer kaum mehr gehorchend, ist dieser leichte Zweimaster der drohendsten Gefahr preisgegeben, von der Brandung gegen die Küstenklippen geschleudert zu werden und rettungslos zu scheitern. Um dies zu verhüten, hat das Schiff beide Anker ausgeworfen, auf denen es nun reitet; es hat also wenigstens die Hoffnung, nicht weiter landwärts getrieben zu werden, wenn die Anker und Kabel halten. Nun aber droht der Sturm sich in Segeln und Takelwerk zu fangen und auf diese Weise das Fahrzeug ganz auf die Leeseite zu werfen, wo es dann unvermeidlich versinken würde. Deshalb muß sich die Bemannung zum Aeußersten entschließen und die Masten kappen (umhauen) und über Bord gehen lassen, und dazu müssen auch alle Taue, welche die Masten aufrecht erhalten, gekappt werden, damit die Masten davon treiben und nicht als Spiel der Wogen noch das Schiff aus dem Gleichgewicht bringen und die Schiffswände einstoßen. Sind die Masten gekappt, so bietet der niedrige Schiffsrumpf der Wucht des Sturmes wenigen Widerstand und kann möglicherweise noch flott erhalten werden. Aber es gibt keinen trostloseren Anblick als ein solches Wrack, ein Schiff ohne Masten und Segeln, einem Vogel zu vergleichen, dem man die Flügel und die Füße abgehauen hat, und darum ist das Kappern der Maste sozusagen das letzte Mittel. O. M.

Das Zigeunerlager. Die dunkelbraunen Nomaden, deren geheimnisvoller Ursprung auf das Quellenland des Indus hinweist, von wo ihre Vorfahren vor bald sechshundert Jahren unser Abendland überfluteten, werden in neuerer Zeit immer seltener bei uns gesehen. Das zwecklose Treiben dieser verschmitzten und gelehrigen, aber arbeitsscheuen Rasse, welche wie die Vögel unter dem Himmel nicht säet noch erntet und die unser himmlischer Vater doch ernährt, verträgt sich wenig mit unserem modernen geordneten Staatsleben, und bei den Zigeunern, diesen meisterlosen Gesellen, heißt es mit Recht: Müßiggang ist aller Laster Anfang, und man sucht sich ihrer daher als Auswürflinge und gefährliche Leute allenthalben zu entledigen. Je weiter wir aber gegen Süden und Osten kommen, desto häufiger begegnen wir den braunen Nomaden und ihren Lagern, deren eines unser Künstler uns auf vorstehendem Bilde vorführt. Haide, Wald sind ihr Quartier, der Mond ihre Sonne, der Himmel ihr Dach, eine alte Pferdedecke, deren Erwerbung vielleicht nur einen „kühnen Griff" kostete, ihr Haus und Zelt, unter welchem wir nun die Zigeunermutter sitzen und die frugale Mahlzeit bereiten sehen, denn ihr und den Kindern und Hunden ist die Hut des Lagers überlassen, während die Männer als Musikanten und Schmiede, die Weiber mit Wahrsagen, Bettel und Diebstahl die Umgegend unsicher machen und das Lager nur als den Sammelpunkt betrachten, wo die gewonnene Beute verjubelt wird. O. M.

Allerlei.

— Die Vorzimmer-Kourage verließ einen Supplikanten bei dem Eintritte in das Bureau seines Gönners so sehr, daß er mit der naiven Frage introduzierte: „Pflegen Eure Gnaden der Herr Baron zu sein?"

Ein Viehhändler, welcher, um zu seiner Zahlung zu gelangen, eine Partie beschnittener Goldstücke annehmen mußte, war darauf bedacht, selbe bald wieder los zu werden, und nahm sie daher beim nächsten Vieheinkauf mit sich. Die Bauern, von denen er Vieh kaufte, erkannten die Goldstücke und wollten sie nicht annehmen. Um sie hiezu zu bewegen, sagte er endlich: „Gebt nur eine Goldwage her, ihr sollt gleich sehen, wie wenig am Gewichte fehlt." Als er solche erhalten, legte er in die eine Schale das Normalgewicht und in die andere das leichte Goldstück samt einem Kreuzer, wodurch das Gleichgewicht alsbald hergestellt wurde. — „Ja, das ist etwas anderes," sagten die Bauern ganz beruhigt, „wenn der Unterschied nur einen Kreuzer beträgt, so kommt es uns nicht darauf an, und wir wollen das Geld annehmen." — Natürlich war der Viehhändler noch beruhigter als die Bauern.

— **Wirtin:** „Herr, na, sie müssen nicht mit den Stiefeln auf dem Bette liegen." — **Kostgänger:** „O, das schadet nicht, Madame, es sind alte Stiefel, denen die Wanzen keinen Schaden thun können."

Homonym.

Wenn der Strom nimmt seinen Lauf
Statt hinab den Berg hinauf,
Und die Sonne, statt im Osten
Geht einmal im Westen auf;
Wenn der Kaufmann mit der Ware
Gibt das Geld zurück beim Kauf,
Der Verschwender, statt verarmet,
Schätze sammelt noch zu Hauf;
Wenn der Faule, statt herunter,
In der Schule kommt herauf,
Alles dies wird so bezeichnet
Was dies Rätsel hier löst auf;
Und wer wund ist, der ists selber,
Dieses bringt euch sicher drauf.

Bilderrätsel.



Auflösung folgt in nächster Nummer.

Auflösungen aus voriger Nummer:

des Silbenrätsels: Haiti. Utrecht. Mantua. Brüssel. Engeddi. Rügenwalde. Toulon. — Humbert—Italien. Des Logogryphs: Joch, Koch, Loch.

Redaktion von C. A. Pfeiffer in Stuttgart.
Druck von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.